



BORIS AKUNIN
Mord auf der
Leviathan

Fandorin ermittelt

Roman

⊕ aufbau

auf ihre Weise auffällig waren.

Als erstes verlangte er vom Kapitän, den Schiffsarzt Monsieur Truffo im Salon »Hannover« unterzubringen. Cliff gab knurrend nach. Warum Coche den Arzt wollte, war verständlich: Der war der einzige Mediziner auf der »Leviathan«, er war mit Injektionen vertraut, und das goldene Abzeichen stand ihm bei seinem Status zu. Er erwies sich als ein kleingewachsener, rundlicher Italiener mit olivfarbener Haut und einer Glatze, die von spärlichen, nach hinten gekämmten Haaren umkränzt wurde. Coche hatte nicht genug Phantasie, um sich diese komische Gestalt in der Rolle des gnadenlosen Killers vorzustellen. Auch der Gattin des Doktors mußte ein Platz eingeräumt werden. Das Paar hatte erst vor zwei Wochen geheiratet und wollte das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, das heißt, den Dienst mit der Hochzeitsreise. Die Auserwählte des Schiffsäskulaps, eine fade, niemals lächelnde Engländerin, wirkte doppelt so alt wie ihre fünfundzwanzig. Sie erfüllte Coche mit tödlicher Langeweile, wie übrigens die meisten ihrer Landsmänninnen. Er taufte sie sogleich »das Schaf« wegen ihrer weißen Wimpern und ihrer blökenden Stimme. Im übrigen tat sie den Mund nur selten auf, da sie des Französischen nicht mächtig war, und die Gespräche im Salon wurden gottlob zumeist in dieser edlen Sprache geführt. Das Abzeichen besaß Madame Truffo nicht, aber das war natürlich – sie war weder Offizier noch Fahrgast.

Darüber hinaus hatte der Kommissar in der Passagierliste einen Indologen und Archäologen namens Professor Antony F. Sweetchild gefunden, der konnte ihm zupaß kommen. Der ermordete Littleby war ja in gewissem Sinne sein Kollege gewesen. Mister Sweetchild, ein schlaksiger Lulatsch mit runden Brillengläsern und einem Ziegenbärtchen, kam gleich am ersten Abend auf Indien zu sprechen. Nach dem Essen nahm Coche den Professor beiseite und brachte das Gespräch behutsam auf die Sammlung von Lord Littleby. Der Gelehrte

nannte den Verstorbenen herablassend einen Dilettanten und dessen Kollektion ein Raritätenkabinett, das ohne jedwede wissenschaftliche Kompetenz zusammengetragen worden sei. Der einzige Gegenstand von Wert sei der goldene Schiwa gewesen. Gut, daß der sich von selbst wieder angefunden habe, denn die französische Polizei verstehe sich bekanntlich nur aufs Einraffen von Schmiergeld. Bei dieser himmelschreiend ungerechten Bemerkung hustete Coche ärgerlich, worauf Sweetchild ihm lediglich anempfahl, weniger zu rauchen. Weiterhin sagte der Gelehrte nachsichtig, daß Littleby wohl eine passable Sammlung von bemalten Stoffen und Tüchern besessen habe, unter denen hochinteressante Exemplare seien, doch das falle eher in den Bereich einheimischen Handwerks und angewandter Kunst. Ganz ordentlich sei auch eine Sandelholzschatulle aus dem 16. Jahrhundert aus Lahore mit Schnitzwerk nach Motiven des Mahabharata-Epos – und dann verstieg er sich in solches Geschwätz, daß dem Kommissar die Augen zufielen.

Als bald nahm der Kommissar einen weiteren Tischnachbarn aufs Korn. Er hatte nämlich unlängst einen interessanten Schmöker gelesen, eine Übersetzung aus dem Italienischen. Ein gewisser Cesare Lombroso, Professor der Gerichtsmedizin aus Turin, stellte darin eine kriminologische Theorie auf, wonach »geborene« Verbrecher an ihrem antigesellschaftlichen Verhalten keine Schuld trügen. Nach der Evolutionstheorie des Doktor Darwin durchlaufe die Menschheit in ihrer Entwicklung bestimmte Etappen und nähere sich allmählich der Vollkommenheit. Der Verbrecher indes sei evolutionärer Ausschuß, ein zufälliger Rückfall in die vorhergehende Entwicklungsstufe. Darum sei es höchst einfach, einen potenziellen Mörder und Räuber zu erkennen: Der ähnele einem Affen, unserem Vorfahren. Der Kommissar sann lange über das Gelesene nach. Einerseits hatten in der bunten Reihe der Mörder und Räuber, mit denen er in den fünfunddreißig Jahren

seines Polizeidienstes zu tun gehabt hatte, längst nicht alle einem Gorilla geähnelt, es waren auch Engelchen unter ihnen gewesen, deren Anblick zu Tränen rührte. Andererseits hatte es auch genug Affenartige gegeben. Und an Adam und Eva glaubte Coche als überzeugter Antiklerikaler sowieso nicht. Die Darwin-Theorie wirkte da vernünftiger. An Bord war ihm unter den Passagieren der ersten Klasse ein Früchtchen aufgefallen, das direkt einer Abbildung »Charakteristischer Mördertyp« entstiegen schien: niedrige Stirn, vorspringende Augenwülste, kleine Äuglein, plattgedrückte Nase, schiefes Kinn. Darum hatte der Kommissar gebeten, diesen Etienne Boileau, einen Teehändler, in den Salon »Hannover« zu plazieren. Doch der Teehändler erwies sich als netter und lustiger Mensch, war Vater von elf Kindern und überzeugter Philantrop.

Es sah nun ganz so aus, als würde Coches Seereise auch nicht in Port Said, dem nächsten Hafen nach Le Havre, enden. Die Ermittlungen zogen sich in die Länge. Sein in vielen Jahren erprobtes Gespür sagte ihm, daß er Nieten zog und nicht an den richtigen Leuten dran war. Es zeichnete sich die scheußliche Aussicht ab, daß er die ganze verdammte Reise mitmachen mußte - Port Said, Aden, Bombay, Kalkutta -, um sich dort an der ersten Palme aufzuhängen. Er konnte doch nicht wie ein geprügelter Hund nach Paris zurückkehren! Die Kollegen würden ihn auslachen, sein Chef würde ihm die Reise erster Klasse auf Staatskosten unter die Nase reiben. Womöglich wurde er vor der Zeit in Pension geschickt.

In Port Said verausgabte sich Coche notgedrungen, er mußte weitere Hemden kaufen, versah sich mit ägyptischem Tabak und fuhr zum Zeitvertreib für zwei Francs mit einer Droschke durch die berühmte Hafenstadt. Nichts Besonderes. Na schön, ein mächtiger Leuchtturm, zwei endlos lange Molen. Das Kaff machte einen sonderbaren Eindruck - nicht Asien und nicht Europa. Wenn man die Residenz des

Generalgouverneurs des Suezkanals betrachtete, war es Europa. In den Hauptstraßen europäische Gesichter, da flanierten Damen mit weißem Sonnenschirm, und reiche Herren mit Panamahut oder Kreissäge trugen ihren Wanst spazieren. Bog die Droschke aber in das Einheimischenviertel ab, so fuhr sie durch Gestank, Fliegengeschwirr und faulende Abfälle, und schmutzige arabische Bengel bettelten um Kleingeld. Warum nur gingen die reichen Nichtstuer auf Reisen? Es war überall das Gleiche: Die einen verfetteten von der Völlerei, die anderen quollen auf vom Hunger.

Der Kommissar, ermüdet von der Hitze und den pessimistischen Beobachtungen, kehrte mißmutig aufs Schiff zurück. Und welch ein Glück – ein neuer Passagier. Obendrein wohl aussichtsreich.

Der Kommissar zog beim Kapitän Erkundigungen ein. Also, der Name: Erast P. Fandorin, Russe. Sein Alter war merkwürdigerweise nicht angegeben. Beruf: Diplomat. Eingetroffen aus Konstantinopel, unterwegs nach Kalkutta, von dort nach Japan, zu seiner Dienststelle. Aus Konstantinopel? Aha, dann hatte er wohl an den Friedensverhandlungen nach dem kürzlich beendeten russisch-türkischen Krieg teilgenommen. Coche schrieb alle Angaben sorgfältig auf ein Blatt Papier und versorgte dieses in der geheiligten Kalikomappe, in der er alles Material zu dem Fall aufbewahrte. Von der Mappe trennte er sich nie – er blätterte darin, überlas Protokolle und Zeitungsausschnitte, und in nachdenklichen Momenten zeichnete er auf die Ränder kleine Fische und Häuser. Da äußerten sich Herzenswünsche. Wenn er erst mal Abteilungsleiter war und später eine anständige Pension bezog, würden er und Madame Coche irgendwo in der Normandie ein Häuschen kaufen. Der Pariser Flic im Ruhestand würde angeln und eigenen Cidre keltern. War das nichts? Nun ja, ein bißchen Kapital zu der Pension wäre nicht schlecht, so um die zwanzigtausend ...

Er sah sich genötigt, noch einmal in die Stadt zu fahren, bloß gut, daß das Schiff noch auf die Einfahrt in den Suezkanal warten mußte, und schickte ein Telegramm an die Präfektur: Kennt man in Paris den russischen Diplomaten E. P. Fandorin und ist er in letzter Zeit in die französische Republik eingereist?

Die Antwort kam prompt, nach zweieinhalb Stunden. Ja, er war eingereist, der Gute, sogar zweimal. Das erstemal im Sommer 1876 (na schön) und das zweitemal im Dezember 1877, also vor drei Monaten. Er war aus London gekommen und von der Paß- und Zollkontrolle in Pas de Calais registriert worden. Wie lange er sich in Frankreich aufgehalten hatte, war nicht bekannt. Durchaus möglich, daß er am 15. März noch in Paris gewesen war. Womöglich hatte er mit einer Spritze in der Hand in der Rue de Grenelle vorbeigeschaut?

Es mußte somit ein Platz bei Tisch frei gemacht werden. Am besten wäre es natürlich, sich der Arztgattin zu entledigen, aber ein Anschlag auf das geheiligte Institut der Ehe kam nicht in Betracht. Nach einigem Überlegen entschloß sich Coche, den Teehändler in einen anderen Salon umzusetzen, da er den theoretischen Hoffnungen nicht entsprach und kein aussichtsreicher Kandidat war. Das sollte der Steward erledigen: Es gebe da ein Plätzchen in einem anderen Salon mit honorigeren Herrschaften oder hübscheren Dämchen. Dazu war der Steward schließlich da, solche Dinge zu arrangieren.

Das Erscheinen des neuen Passagiers im Salon kam einer kleinen Sensation gleich, denn während der Reise waren alle schon einander recht überdrüssig geworden, und nun zeigte sich ein frischer Herr, noch dazu ein so imposanter. Nach dem armen Monsieur Boileau, Vertreter einer Zwischenstufe der Evolution, fragte niemand. Der Kommissar vermerkte, daß die alte Jungfer Clarissa Stomp am lebhaftesten reagierte – sie kam plötzlich auf Künstler, Theater und Literatur zu sprechen. Coche selbst setzte sich in seiner Freizeit gern